

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 205 (1932)

Artikel: Ein "volkstümlicher Abend" im Berner Radio
Autor: Bitali, Felix U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schwand. Mit nicht geringem Jubel empfing die Gesellschaft ihn am Wirtstisch. Unterdessen tobte Gevatter Maacher noch lange im Keller, bis endlich sein Geschrei einen Knecht herbeirief, der die Löcher zuschmierte und den Alten befreite.

Mußte Anselm auch für den Unfug ein kleines Strafgeld erlegen, er hatte mit der Wette doch ein Geschäft gemacht, und da er sein Mütchen an diesem Geizfragen gefühlt, standen die Lacher auf seiner Seite.“

Die lustige Witwe.

„Tanzen Sie, bitte, nicht so schnell! Sie sehen doch, daß ich Witwe bin!“

Aus einem Aufsatz.

In einer Mädchenschulklasse ist das Thermometer behandelt worden, und die Lehrerin läßt darüber einen Aufsatz schreiben. In einer Arbeit steht folgendes: „Wenn es friert, zieht sich das Quecksilber auf einen Ort zurück, den man gewöhnlich mit Null bezeichnet!“

Moderner Himmel.

Die Religionslehrerin fragte die Klasse: „Könnt ihr mir sagen, wo ihr alle hinkommt, wenn ihr immer sehr brav seid?“ — „Ich will euch beschreiben, wie es dort aussieht: Es ist ein riesengroßer Raum, dessen Decke von goldenen Pfeilern getragen wird; die Luft dort ist voller Wohlgerüche, und es ertönt fortgesetzt eine sanfte, unbeschreiblich schöne Musik.“ — Da rief ein kleines Mädchen strahlenden Auges: „Das Kino!“

Trost.

„Denken Sie, Frau Hochpintner, das Baby meiner Tochter Anne Marie wiegt kaum fünf Pfund.“

„Mein Gott, was wollen Sie. Für die zwei Monate, die Ihre Tochter erst verheiratet ist, kann man doch nicht mehr verlangen“, tröstete die Nachbarin.

Merkwürdiger Widerspruch.

Das isch doch g'spässig mit dene Wybervölcher; bevor sie zwänzgi sy, hei sie geng Angst, es nähn se eine, u so wie sie drüber sy, hei sie Angst, es nähn se e keine!

Ein „volkstümlicher Abend“ im Berner Radio.

Von Felix A. Vitali.

Wenn am Samstag das Radioprogramm ins Haus kommt, setzt sich der Bauer auf die Ofenbank und studiert es. Hinter die Tage, an denen ein volkstümliches Programm gesendet wird, setzt er ein Kreuz. Auf dem Lande ist der volkstümliche Abend das Schönste am Radio. Der Sprecher von Radio Bern schildert hier den Lesern des „Sinkenden Boten“, wie ein volkstümliches Programm entsteht. Er hat auch die Selgen gezeichnet.

Ich habe früher das Jodeln nicht ausstehen können, denn ich bin in der Stadt aufgewachsen, und dort läuft man dem Jazz nach. Vor drei Jahren — ich wußte damals noch nicht, daß ich Radio-Sprecher würde — verbrachte ich einige Ferientage auf der Meglisalp am Fuße des Säntis. Dort habe ich den Sennen zugehört, wenn sie beim Zunachten mit langen Jodelrufen das Vieh aus den Felsen zum Melken riefen. Die vielstimmigen, bald laut und voll aus der Brust, bald leise und weich durch die Kehle gezogenen Lockrufe, die von den Wänden und Klüften weiter getragen wurden und denen die Herdenglocken antworteten, hatten in den Bergen eine starke Wirkung auf mich. Ich hatte bisher die Jodler nur in Festhütten oder im Wirtshaus gehört. In der Meglisalp, wo ich den Zweck des Jodels sah und seine Verwachsenheit mit dem Berg erlebte, lernte ich ihn auch verstehen. Mit der Ländlermusik ist es mir ähnlich ergangen. In unseren Städten sind eben die schönen Bräuche des Landvolkes und seine Musik nichts anderes als Attraktionen geworden. Man veranstaltet Jodelkonzerte und verlangt dafür einen Eintrittspreis wie im Kino oder im Zirkus.

Was ich hier gesagt habe, muß dem Lande, wo man von Kind auf mit dem Jodeln und der Ländlermusik verwachsen ist, eigen vorkommen, und doch ist es so. Ich habe es daher absichtlich geschrieben, nicht als Entschuldigung für die Städter, sondern um zu zeigen, wie die Abneigung

gegen unsere schöne volkstümliche Musik überhaupt entstehen konnte. Wir haben für musikalische Abneigung ein trübes Beispiel. Ich meine den Jazz. Das Land sagt Negermusik oder auch nur Säumusik. Es will nichts wissen davon. Und es hat recht. Der Jazz ist auf dem Lande draußen, wo der Pulsschlag des modernen Stadtlebens nicht hinreicht, ein fremder Eindringling, für den jedes Verständnis naturgemäß fehlen muß. Was soll ein Appenzeller mit der „Donna Clara“ anfangen! Und da zeigt sich genau die gleiche Einstellung wie in der Stadt gegenüber der volkstümlichen Musik. Ablehnung! So geht es mit uns, was man von Kind auf gehört hat, steckt überall tief im Menschen, und das Neue kommt nur schwer dagegen an.

Die Ländlerkapelle Heimberg spielte das letzte Jahr im Frühling am großen Studentenball der Stadt Bern. Im Saale nebenan tobte auf der Bühne eine Jazzmusik. Sie kam aus Paris und hatte einen richtigen Neger mit. Die Heimberger, fünf stramme Leute vom Land, haben ein paar Stunden taube Augen gemacht. Aber in den Pausen mußten sie doch hinzören. Am andern Tag spielten die Heimberger im Radio. „Das isch cheibe guet gsi“, sagten sie mir. „Die Herrgottsaframenten vo Paris cheu spiele. U am beschte het üs dr Neger gfall.“

In der Ländlerkapelle von Steffisburg bei Thun spielt ein Einheimischer mit, der ein paar Jahre in Amerika drüben in einer Jazzkapelle gefessen hat, und man kann es erleben, daß die Ländlerkapelle Steffisburg „Negermusik“ macht. Trotzdem zählen die Steffisburger zu den besten Ländlerkapellen der Schweiz.

Diese zwei Beispiele zeigen, daß die Abneigung mit gutem Willen überwunden werden kann.

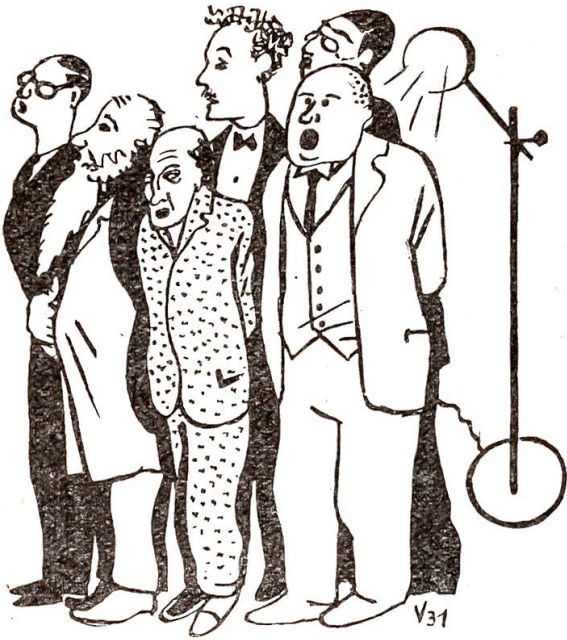
Die Programmleitung einer Radiostation ist nicht zu beneiden. Haben wir drei Tage hintereinander keine Jodlerplatten gespielt, hagelt es Briefe. Das Land ist entrüstet. Haben wir einen volkstümlichen Abend gehabt, kommen Stöße von Reklamationen. Die Stadt schimpft. Jeder Standpunkt in Ehren, aber allen Leuten recht getan, ist ein Ding, das niemand kann. Auch eine Programmleitung nicht. Natürlich werden Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt. Aber alles hat seine



Der Luzerner Dialektdichter Zyböri, ein beliebter Gast von Radio Bern.

Grenzen. Einmal schreibt einer aus der Ostschweiz, daß seine Großmutter in drei Tagen rüstig ihre siebzig Jahre alt wird, ob man da nicht ein Programm machen könnte mit Handörgeler und dem schönen Lied „Läute Munotglöcklein...“, sie höre das so gern. Wir haben dann der Großmutter gratuliert und ihr noch recht viele Stunden am Radioapparat gewünscht. Ein besonderes Programm könnten wir ihr nicht senden, da unglücklicherweise noch einige Großmütter am gleichen Tage Geburtstag hätten, aber sie solle nur jedesmal, wenn sie Bern höre, denken, es sei auch für sie.

Ich will euch erzählen, wie ein volkstümlicher Abend entsteht. Das Datum setzt der Herr Direktor an. Darauf ruft er nach der Korrespondenz. In einer Mappe steht fein säuberlich vermerkt, wer am letzten volkstümlichen Abend zu Gaste war. An jedem Abend kommen andere an die Reihe, denn die guten Jodler und Ländlerkapellen sollen nach Möglichkeit alle berücksichtigt werden. Nun gehen zwei Briefe aus dem Haus, und in wenigen Tagen kommen die Antworten. Beim Radio pressiert es ja immer. Nehmen wir an, die Heimberger hätten zugesagt und der Berner Jodlerclub... (warum müssen sich die Jodlergruppen mit einem Mal „Club“ nennen? Club ist ein englisches Wort und mag recht sein



Oft kommen Jodlergruppen, die ein fast städtisches Aussehen haben.

für Fußballer oder Boxer. Der Sport kommt ja aus England — unser Jodeln ist aber hoffentlich doch kein Sport, sondern etwas Urschweizerisches!) ... und nehmen wir an, die beliebten Zithervirtuosen Heinrich und Mizzi Wolf hätten auch zugesagt. Den Zusagen liegen die Programmvorschlüsse bei. Jetzt kann der Abend ausgearbeitet werden. Das Stationsorchester eröffnet mit einem Schweizermarsch. Dann folgen abwechselungsweise die Jodler, die Ländlerkapelle und die Zithervirtuosen. Das Programm wird gedruckt, und der Briefträger trägt es zum entferntesten Bauernhof. Nun setzt der Vater hinter das volkstümliche Programm ein großes rotes Kreuz. Das hat mir ein Bauer aus dem Simmental genau erzählt. Wenn der erwartete Abend anrückt, kommen die Nachbarn herüber, der Vater stellt seinen größten Mostkrug auf den Tisch, und auch der Großknecht geht nicht gleich auf seine Kammer. (Aber nicht wegen dem Most!) Jetzt sitzen sie alle in der Stube herum und reden noch vom Wetter und warten.

In Bern, auf der Station, sind alle Zimmer erleuchtet. Um halb 8 Uhr rückt die Ländlerkapelle an, fünf Minuten später die Zithervirtuosen mit ihren beiden eleganten Töchtern, und um ein Viertel vor 8 Uhr stehen die Jodler steif und ernst vor der Türe. Die Stimmung bringen

sie nicht mit, die muß erst entstehen, wir Schweizer sind sparsam damit.

In der Garderobe türmen sich die Hüte aufeinander, und auf der ganzen Station ist kein Stuhl mehr frei. (Ich berichte hier noch vom alten Berner Studio auf dem Kursaal Schänzli — im neuen, an der Schwarztorstraße, könnte eine Kompanie verschwinden.) Ein dichter Stumpenqualm streicht über die Köpfe und dringt bis in den Technikerraum. Die Ländlermusik hat die Instrumente aus den leinenen Säcken genommen und stimmt. Die Jodler bestellen im Kursaal einen Doppelliter Waadtländer und sechzehn Gläser. Die Zithervirtuosen üben.

Mählich wird's 8. Der „Weichensteller“ in Olten schaltet vom Basler Studio auf Radio Bern um. Mit einem Mal sind wir nicht mehr allein, die Welt horcht uns zu. Ich melde an. Das Orchester schmettert den Zähringer Marsch. Die Musiker sind fast alle Italiener, aber sie haben auch für unsere Musik Routine. Aber der Mann an der Pausen ist ein Schweizer. Das ist bei einem eidgenössischen Marsch nicht gleichgültig.

Pum — aus! Das Mikrophon zu, die Jodler herein! Rasch, rasch, nur keine Pausen. Jede Pause ist für den Sprecher eine Qual, denn sie ist verlorene Zeit. Zeit ist Geld! Der Gedanke, einigen zehntausend Hörern Zeit zu stehlen, lastet furchtbar. Ich bin während einer Emission nur ruhig, solange der Lautsprecher tönt. Aber man darf nie heizen, denn dann verlieren die Leute den Kopf und die Katastrophe ist da: ein Einsatz geht zum Teufel, ein Notenblatt fehlt, der Dirigent stolpert über eine Ständerlampe... (Alles schon dagewesen!)

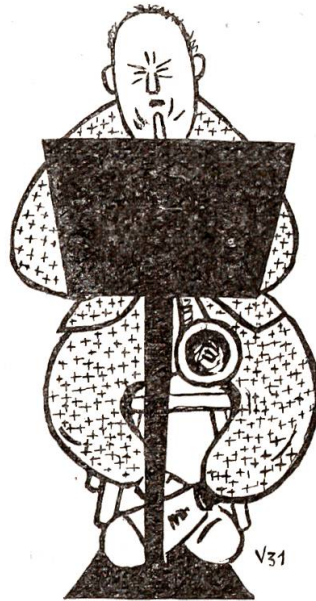
Heute läuft's am Schnürchen. Die Jodler haben sich schon aufgestellt, einer schlägt am Flügel den Ton an. Mmmm... summen die Mannen. Mikrophon auf! (Kreuzmillionen — was braucht der noch zu husten!) Die Brustkörbe steigen bis zum Kinn hinauf, die Blicke hängen starr an der Decke. Breit und mächtig erschallt das Lied vom Buurestand. Sie haben die Arme hinter dem Rücken verschränkt und stehen unbeweglich, mit halbgeschlossenen Augen. Nur am Ende einer Strophe, da der Vorjodler mit seinem mächtigen Brustkasten aus dem Haufen vorstößt, senken die andern die Köpfe. Der Vorjodler hat rotes, wider-

spenstiges Haar, wie es zuweilen den Semmen unter dem Chüschäppli hervorwirbelt, und einen blonden, kleinen Schnurrbart. Nicht alle Jodler haben diesen Stich ins Urchige. Links steht einer mit einer beängstigend amerikanischen Hornbrille, und der angegraute Dirigent hat in seinen Bewegungen geradezu etwas Gelehrtes. Das ist wieder die Stadt, sie läßt sich am Ende eines langen Bürotages nicht verleugnen. Aber die Lieder sind bodenständig und saftig bis zum letzten Ton!

Währenddessen nehmen die fünf Heimberger hinter den Noterpulten Platz. Sie haben im Wartezimmer gestimmt, nur die Handorgel und die Baßgeige sind sich noch nicht einig. Jetzt muß es klappen! Totenstille... Kreidig sitzt die Kapelle im weißen Dampf der Bogenlampen. Der Trompeter kommandiert leise: „Fertig — furt!“ Ein Marsch hüpfst aus den Instrumenten, knapp gezogen im Takt, aber tief und warm im Ton. Er ist landauf, landab bekannt, der Ton der Heimberger, wenn man die Augen schließt, sieht man schöne, samtige Farben. Auf den Marsch spielen sie eine lüpfige Polka mit übermütigen Sprüngen der Klarinette und einen atemlosen Walzer, aus dem man das Schleifen der genagelten Schuhe hört. Die Heimberger haben schon längst etwas wie eine gemeinsame Musikerseele. Man hat zuweilen Mühe, die einzelnen Instrumente herauszuholen. Beim Hinsehen wird's leichter: zunächst am Mikrophon steht der Baßgeiger, er ist jung, hat einen struppigen Haarschopf und blickt ernst auf den hüpfenden Bogen herunter. Ihm gegenüber hockt der Handörgeler, auch er spielt ohne Noten. Das gibt den beiden etwas Horchendes. Der linke Fuß des Handörgelers steht nur mit der Spitze auf dem Boden. Das Kinn liegt trogig auf dem lose geknüpften Stragen. Baßgeige und Handorgel sind der Brustton der Ländlerkapelle. Bei der Klarinette, der Trompete und der Posaune leuchten die Gesichter mehr eifrig denn bedächtig. Der Klarinetist flammert beide Beine um den Stuhl und wippt mit dem festen Körper den Takt, die Augen

ziehen sich vor Eifer zu strengen Linien zusammen, und die Backen glühen wie roter Mohn im Korn. Der Trompeter blickt aus seiner klugen Brille vergnügt in die Noten, manchmal blizt ein Funke aus den Mundwinkeln. Der bläst mit Seele. Der Posaunerich schlägt den Takt mit dem Kopfe, exakt und unermüdlich wie ein Uhrenpendel. Gegen Ende eines Tanzes ruckt der Klarinetist seinen Leib fleißiger und auch die Trompetenöffnung steigt höher empor über dem Pulstrand. Nur Baßgeige und Handorgel lassen sich um kein Jota aus ihrer steifen Ruhe bringen.

Für die Zithervirtuosen Heinrich und Mizzi Wolf haben wir einen großen Tisch aus Hartholz vom Büro heruntergebracht. Der Klang ist besser darauf. Ungern genug sage ich ein paar Minuten Pause an. Die Zither muß bei der hohen Temperatur des Studios (die Dämpfung und die vielen Leute!) immer und immer wieder nachgestimmt werden. Eine Zither stimmen braucht Geduld, die vor dem Mikrophon an den Nerven zerrt. Endlich! Der erste Akkord springt unter den behenden Fingern neckisch hervor — ein Ländler von Mühhlözl. Und während die Hände von Vater und Mutter mit blinder Sicherheit an dem hellerleuchteten, verwirrend blitzenden Saitenbrett zupfen, kreist das Interesse der Jodler, der Ländlerkapelle, des Technikers in seinem Unterstand (und zuweilen auch des Sprechers) um die



Der Klarinetist der Heimberger.

beiden hübschen Töchter. Jetzt kommt Stimmung auf, und die Jodler wollen Einlagen geben. Aber die Zeit reicht nicht. Mit Müh und Pein kann der letzte Marsch vor den Nachrichten gesendet werden. Ein herzliches Guet Nacht und traditionsgemäß „Träm träm trändiridi“ — das Programm ist zu Ende, der Landessender schaltet den Strom aus. Bedächtig ziehen die Mitwirkenden in die Nacht, heimwärts. Ein halbes Duzend Telephone haben zum gelungenen Abend gratuliert, darunter eines aus Köln. Etwas müde verlassen der Ingenieur und ich das Haus. „D. R.“ — alles in Ordnung steht im Rapport. Die Station liegt im Dunkel, nur aus dem Akkumulatoren-Raum bricht der schwache Schein der arbeitenden Gleichrichter.